

(Nachdruck verboten.)

83]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Herzö.

Die Welt steigt auf wie ein lichtgraues Wunder, durchzogen von endlosen Landstraßen mit tief weißem Staub, und Garibaldi durchwandert sie alle. Sein Wanderbuch hat er an einen Kameraden für ein Stück Butterbrot verkauft und ist ohne Papiere, deutsche Gendarmen veranstalten eine Treibjagd auf ihn, Garibaldi kriecht vierzehn Tage auf Händen und Knien in Weingärten herum und bekommt nichts weiter als Trauben und eine fürchterliche Cholera. Schließlich sind seine Kleider so lebendig, daß er sich selbst nicht mehr zu rühren braucht. Er liegt ganz ruhig und läßt sich von dannen befördern und gelangt an eine kleine Stadt. „Herberge?“ fragt Garibaldi. Ja, da ist eine Herberge. Dann verfaßt er eine Geschichte von einer Plünderung, die guten Leute stecken ihn ins Bett und heizen ein und trocknen seine Kleider. Garibaldi schnarcht und schiebt den Stuhl näher an den Ofen heran, schnarcht und schiebt ihn noch ein wenig weiter, und als die Kleider in hellen Flammen stehen, brüllt er auf, schimpft und weint und ist untröstlich. Und dann bekommt Garibaldi neue, reine Kleider und neue Papiere und ist wieder auf der Landstraße, das Fächeln beginnt von neuem, Berge tauchen auf und gleiten vorüber, große Städte tauchen auf, Städte an breiten Flüssen. Da sind Städte, in denen der wandernde Handwerksbursche kein Geld bekommen darf, sondern arbeiten muß, verdammte Städte und deutsche Herbergen, wo man wie ein Zuchthausgefangener behandelt wird, sich in einem langen Gang aller Kleider entledigen muß, sogar des Hemdes; es wird von ein paar Mann untersucht und das Ganze wird in Verwahrung genommen. Dreißig bis vierzig nackte Männer werden, einer nach dem andern, in den großen Schlaftaal hineingelassen.

Paris — das ist, als sprängen einem Wasen im Ohr! Garibaldi hat dort zwei Jahre gearbeitet, zwanzigmal ist er auf der Durchreise dort gewesen. Paris, das ist die Pracht der ganzen Welt, aufeinander gehäuft, und die vernünftigen Einrichtungen der ganzen Welt auf den Kopf gestellt. Hier in der Stadt will kein ehrlicher Meister die schlampenden Zugstiefel der Loppgaleasse herrichten, sie geht mit niedergetretenen Knappen, und wenn die Seefahrt so ganz darnieder liegt, geht sie mit Holzschuhen. In Paris gibt es Frauenzimmer, die mit Schuhen zu fünfhundert Francs das Paar gehen, sie benehmen sich wie Königinnen, verdienen eine Million im Jahr und sind doch nichts weiter als Dirnen. Eine Million! Wenn ein anderer als Garibaldi das erzählte, bekäme er alle Peisten an den Kopf.

Belle hört nicht, was der Meister zu ihm sagt, Jens hat es auf einmal so eilig mit dem Beck, er hat bei seiner Verfolgung in das Oberleder geschnitten. Sie sind unzurechnungsfähig, wie besessen von diesem wunderbaren Wesen, das fortfährt, Branntwein in sich hineinzuspülen und das verdammte Getränk dann umsetzt in den bunten Kreis der ganzen Welt und in eine Arbeit, die wie das Wunder selbst ist.

Das Gerücht hat sich schon verbreitet, und sie kommen herbeigerannt, um Garibaldi zu sehen und sich vielleicht zu erkühnen, ihm die Hand zu schütteln. Klausen will Pflöcke leihen; und Marter läßt alle Scham beiseite und kommt selbst, um die größten Mannsleisten zu borgen. Der alte Flichschuster Drejer steht bescheiden in einer Ecke und sagt ja, ja, zu der Rede der andern. Garibaldi hat ihm die Hand gereicht und nun kann er heimgehen zu seinem düstern Kram und dem schmutzigen Schuhzeug und seiner Altenmänner-Einsamkeit. Der Genius des Faches hat ihn angerührt und für den Rest seiner Tage Licht auf seine armselige Flickarbeit geworfen, er hat einen Händedruck mit dem Mann gewechselt, der die Korstiefel für den Kaiser von Deutschland selber gemacht hat, als er auszog, um die Franzosen zu schlagen. Der verrückte Anker ist auch da, kommt aber nicht herein, er ist scheu vor Fremden. Er geht draußen auf dem Hof auf und

nieder vor den Werkstattfenstern und schielt hinein. Garibaldi zeigt mit dem Finger auf die Stirn und nickt, Anker zeigt ebenfalls mit dem Finger auf die Stirn und nickt wieder; er schüttelt sich vor innerlichem Lachen über einen guten Witz und rennt dann wie ein Kind, das fort muß, in eine Ecke, um seine Freude zu genießen. Väter Jörgen steht gebeugt da, die Hände auf den Schenkeln und mit offenem Mund. „Herr Semine!“, ruft er von Zeit zu Zeit, „hat man je so was gehört!“ Er sieht die weiße Seide durch die Sohle laufen und sich als silberschimmernde Perlen an den Rand legen, Perle an Perle. Garibaldi's Arme fliegen um ihn, er trifft den Väter an der Hüfte. „Stehe ich im Wege?“ fragt der alte Jörgen. „Nein, Gott bewahre, bleiben Sie nur stehen!“ Und dann fliegen die Arme wieder hinaus, der Knopf des Friems trifft den Väter, daß es nur so klatscht. „Ich stehe wohl im Wege!“ sagt Jörgen und bewegt sich ein klein wenig. „Keineswegs“, antwortet Garibaldi und zieht den Stich an. Dann holt er wieder aus, diesmal wendet er die Friemspitze dem Väter zu. „Nu, kann ich, weiß Gott, merken, daß ich im Wege stehe,“ sagt Jörgen und schneuert sich auf dem Hintern. „Durchaus nicht!“ antwortete Garibaldi höflich und macht eine einladende Handbewegung, „will Jörgen Kosod nicht?“ „Nein, ich danke, nein, ich danke!“ Der alte Jörgen stöhnt mit einem gezwungenen Lächeln und humpelt von der Erhöhung herunter.

Sonst läßt Garibaldi sie kommen und glozen und gehen, wie sie wollen. Was kümmert es ihn, daß er ein großes und merkwürdiges Wesen ist; ungeniert setzt er die Branntweinflasche an den Mund und trinkt, so lange er Durst hat. Er sitzt da und spielt gedankenlos mit Leder und Messer und Seide, als habe er sein ganzes Leben lang hier auf dem Hoder gesessen, und sei nicht vor wenigen Stunden vom Mond heruntergefallen. Und um die Mitte des Nachmittags steht das unvergleichliche Ergebnis da: ein Paar wunderschöne Atlaschuhe, schlank wie Ochsenzungen, blendend in ihrem weißen Glanz, als seien sie eben aus dem Märchen herausgetreten und warteten auf den Fuß der Prinzessin.

„Sieh Dir die an, zum Teufel auch,“ sagt der Meister und reicht die Arbeit dem kleinen Rifas, der sie weiter gehen läßt, der Reihe nach. Garibaldi wirft den kurzgeschorenen, grauen Kopf in den Nacken:

„Ihr braucht nicht zu erzählen, wer die gemacht hat, denn das kann jeder sehen. Sagen wir nun mal, die Schuhe gehen nach Zütland und werden dort getragen und wandern auf den Risthaufen. Eines Tages, nach ein paar Jahren, geht da ein Grüßfresser und pflügt: da kommt ein Stück Spann zum Vorschein, und ein wandernder Gesell, der am Grabenrand sitzt und an seinem Vesperbrot nagt, raft es mit seinem Stock zu sich heran. Das Stück Spann, sagt er, das hat, der Teufel frisst mich, an einem Schuh gefressen, den Garibaldi gemacht hat, sagt er, hol mich der Teufel, da hat es gefressen. Dann muß der Gesell aus Nürnberg sein, oder aus Paris oder aus Hamburg, einerlei, versteht ihr. Oder sind das Lügen, Meister?“

Nein, Meister Andres kann beteuern, daß es keine Lügen sind, er, der von Kindheit an mit Garibaldi auf Landstraßen und in großen Städten gelebt hat, er, der ihm mit seinem lahmen Bein so heftig gefolgt ist, daß er sich Garibaldi's Heldentaten besser erinnert, als dieser selbst. „Aber nun solltest Du hier bleiben,“ sagt er überredend. „Dann treiben wir das Geschäft in die Höhe, wir kriegen all die feine Arbeit auf der ganzen Insel.“ Garibaldi hat nichts dagegen, er hat es satt, sich so herumzuschinden.

Klausen will gern von der Kompagnie sein, es arbeitet etwas in aller Augen, ein Traum, das Fach noch einmal wieder in die Höhe zu bringen, es einmal derartig weit zu treiben, daß es vielleicht mit der Hauptstadt konkurrieren kann. „Wieviele Medaillen hast Du denn eigentlich bekommen?“ sagt Zeppe, während er dasteht und ein großes, eingerahmtes Diplom in der Hand hält. Garibaldi zuckt die Achseln. „Weiß nicht, Altmeister, man wird alt und die Hand wird unsicher. Aber was ist denn das? Hat Meister Zeppe die silberne Medaille bekommen?“

Zeppe lacht: „Ja, dies hab ich einem Landstreicher zu verdanken, der Garibaldi heißt. Er war vor vier Jahren

Hier und verschaffte mir die silberne Medaille. Na, das hat Garibaldi längst vergessen! Ueberall, wo er sich bewegt, liegen Medaillen ausgestreut.“ „Ja, da sitzen ringsumher an die hundert Meister und prahlen jeder mit seiner Auszeichnung. Erstklassige Werkstatt, hier können sie selbst sehen, silberne Medaille.“ Aber der, der die Arbeit gemacht hat, der bekam seinen Tagelohn und einen Extrashnaps und dann fertig, Garibaldi. Was hat man dafür, Meister Zeppe? Da sind Bäume genug, hinter denen man die Wäsche wechseln kann, aber das Hemd, Meister? Einen Augenblick besiel ihn Miskmut. „Lorrain in Paris gab mir zweihundert Frank für die goldene Medaille, die ich ihm verschafft habe; aber sonst hieß es immer: Such mal in meine Westentasche! oder: Ich hab' 'ne alte Hose für Dich, Garibaldi! Aber das hat nun ein Ende, will ich Euch sagen, Garibaldi trägt nicht mehr Wasser auf die Mühle der Großbürger, denn jetzt ist er Sotcherlist!“ Er schlug auf den Tisch, so daß Glasscherben hüpfen. „Das letzte war Franz in Köln, Herrenstiefel mit Korkeinlagen. Er war geizig, ja, das war er, und da wurde Garibaldi ärgerlich. Ich fürchte, dies hier langt nicht zur Medaille, Meister, sage ich, da ist zu viel Unruhe in der Luft. Da hot er mir mehr und noch mehr, es langt weiß Gott, nicht zur Medaille, sage ich nur. Schließlich schickt er die Madame mit Kaffee und Wienerbrot zu mir heraus, sie sollt ein Pflaster drauf legen, versteht sich; und sie war war sonst eine Dame, die mit 'm Lafai auf dem Bod fuhr. Aber man war ja nu mal wütend! Na, 'ne rühmliche Auszeichnung wurd' es denn ja, der Madame zu Liebe.“

„Hat er viele Gesellen?“ fragte Zeppe.
 „Ach, woll' so'n dreißig, vierzig Stüd.“
 „Aber denn muß da doch was an ihm gewesen sein!“, Zeppe spricht in tadelndem Ton.

„Was an ihm, ja, 'n Schuft war er also! Was schert das mich, daß er viele Gesellen hat, ich will sie doch nicht um ihren Arbeitslohn betrügen.“

Nun ist Garibaldi verstimmt, er streift die Schürze ab, setzt den Hut schief auf den Kopf und geht in die Stadt.

„Jetzt geht er hin und sucht sich 'ne Braut,“ sagt der junge Meister, „er hat 'ne Braut in jeder Stadt!“

Um acht Uhr kommt er in die Werkstatt hineingefegelt. „Was, sitzt Ihr da noch!“, sagt er zu den Lehrlingen. „Anderwo in der Welt haben sie schon vor zwei Stunden Feierabend gemacht. Was für Sklaven seid Ihr doch, sitzt hier und kaut vierzehn Stunden wieder. So streift doch, zum Rudud auch!“

Sie sahen einander dumm an. Streifen, was ist das? Dann kommt der junge Meister. „Nun könnt es gut tun, sich die Augen ein bisschen zu wärmen,“ sagt Garibaldi.

„Ein Bett für Dich ist in der Zuschneidekammer aufgemacht,“ sagt der Meister. Aber Garibaldi rollt seine Jacke unter dem Kopf zusammen und legt sich auf die Erhöhung. „Wenn ich schnarke, dann zieh mich nur an der Nase,“ sagt er zu Belle und schläft ein.

Am nächsten Tage macht er zwei Paar Ziegenlederstiefel mit gelber Steppung; für den kleinen Nikas ist das eine Arbeit für drei Tage. Meister Andres hat alle Pläne fertig, Garibaldi soll Teilhaber werden. „Wir schlagen ein Stüd Fachwerk heraus und setzen ein großes Ladenfenster ein!“ Garibaldi ist einverstanden, man hat wirklich das Bedürfnis, einmal zur Ruhe zu kommen. „Aber wir müssen nicht zu groß anfangen,“ sagt er, „dies hier ist doch nicht Paris.“ Er trinkt ein wenig mehr und redet nicht viel; die Augen schweifen zu den wandernden Wolken hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Vater.

Von E. Viebig.
 (Schluß.)

Wenn man den kleinen Toni, der in den ersten Hosen lief, fragte: „Wuh is Dein Pappa?“ dann streckte der Knabe das Aermchen aus. Er zeigte in jene Fernen, die weit, weitab, hinter der letzten Welle des Hochlandes blauen: „Lao is hän!“

Der Josef war fort. Was dem Gemeinderat mit all seiner Ueberlegung nicht gelungen war, das hatte das Weib zuwege gebracht ohne Zutun; ihre Bradheit hatte dem Josef Scheidweiler nicht mehr genehm gemacht. Der Toni Kammerer hatte es freilich anders gemeint, er hatte gehofft, durch sie den Josef zu halten, —

Der Josef Sohn war ein liebes Kind. Wenn niemand es sah, dann raffte der Toni wohl den Kleinen auf, hob ihn hoch auf die Schulter, ließ ihn da reiten und es zog wie Lachen über sein Gesicht, wenn das Kind recht laut jauchzte.

Der Scheidweiler Josef war schon an die zwei Jahr fort, es war friedliche Zeit. Die Luzia brachte sich ehrlich durch, sie verdiente genug für sich und das Kind, und ob sie auch oftmals weinte, wenn jemand auf den Josef zu sprechen kam, man wußte noch nicht, ob sie darum weinte, weil er nicht mehr bei ihr war, oder vielmehr weil sie sich erinnerte an böse Stunden mit ihm.

Man hörte vom Josef nichts, gar nichts mehr. War das ein gutes, war es ein schlimmes Zeichen? Er war einst entwichen über Nacht, die Luzia wußte sich keinen äußeren Grund; als sie ihn noch im Wirtshaus wußte, war er schon fort — konnte er nicht einmal auch ebenso schnell über Nacht wiederkehren?! Wenn der alte Mann in dem Winkel neben dem Pferdestall dieses träumte; dann geahnte sein Herz sich wunderbar. Das Kopfe dann hart, schlug zum Aengstigen schnell; er bekam Atemnot.

Der Toni vom Kammererhof war gealtert. Lange schon war sein Haar an den Schläfen grau gewesen, nun wurde es weiß, und die Bartstoppeln auf seinem hageren Gesicht, die wie Vorsten standen, wurden auch weiß.

„Grußvadder!“ rief der kleine Toni, wenn er den alten Mann sah. Und lief ihm nach und suchte ihn am Kochschö zu fassen, wenn der so schnell enteifte, als sei er auf der Flucht, und lachte mit einem Schelmengesicht: „Grußvadder, Grußvadder!“

Hatten andere Leute dem Kind das gesagt?! Argwöhnisch sah der Toni sich um und dann fuhr er unansft den Knaben an, wie er den noch niemals angefahren hatte und hieß ihn sofort das Maul halten. Was fiel dem Bubem ein, ihn Großvater zu rufen?! Das war unartig! Und doch gönnte er es den anderen nicht, die der kleine Toni auch Großvater rief. Alle Männer mit grauem Kopfe nannte das Jüngelchen so.

Sie waren alle alt geworden zu Scheidweiler, die, in deren Blut sich einst etwas gerührt hatte, wenn sie der Anna Bubem, dem schönen Josef, über die Gasse schlendern sahen. Aber das war nun schon so viele Jahre her, jetzt wußten sie nichts mehr davon. Es regte sie auch nicht mehr im geringsten auf, als es eines Morgens hieß: der Mann der Luzia ist wieder da! Und per Schub war der gebracht worden vom Gendarm der nächsten Bürgermeisterei.

Der Toni hörte es bei der Mittagsuppe. Der Noldes brachte die Nachricht vom Frühschoppen aus dem Wirtshaus mit. Er erzählte sie, wie er erzählt haben würde: der Stüppes, der dem Schäfer vom Frauenhof neulich davongelaufen war, sei wiedergelommen. Da legte der Toni den Löffel hin, wuschte sein Messer, ein starkes Messer, das härtestes Holz durchschneit, mit dem er sich auch Brot und Speck zu zerkleinern pflegte, an der Hufe ab, klappte es zu und steckte es in die Tasche. Er konnte nichts weiter essen mehr. Ihm war, als ob jeder Bißsen ihn ersticken würde. Der Josef war wieder da — der Josef?!

Aber er traute sich nicht hin in die Hütte hinter dem Dorf; er blieb fern — ach was, ein alter Mann darf auch nicht so neugierig sein!

Doch in der Nacht, in der er nicht schlief, sah er sich im wachen Traum immer bei der Luzia eintreten, sah sie erschrocken in einen Winkel sich drücken, das Kind am Rock, sah, wie sie abwehrend beide Hände erhob, hörte, wie der Kleine, erschreckt, hell aufreißte: „Grußvadder! Grußvadder!“

Hatte das wirklich jemand gerufen? Oder war es nur ein Traum? Bitternd fuhr der Toni aus seinem Bett. Nein, es war Wirklichkeit, ein Stimmchen rief!

Vor dem Fensterchen, das hinaus auf den sumpfigen Anger sah, auf dem tagsüber die Schweine Ampfer und Lattich weideten, stand der kleine Toni. Sein Gesicht schimmerte ganz weiß im Mondenschein, weiß schimmerte sein kleines Hemd; notdürftig nur war er angezogen, die Füßchen waren bloß, jetzt weinte er laut: „Grußvadder, Grußvadder!“

Jesus, was wollte das Kind hier? Noch war es ja Nacht! Der Toni fuhr in seine Hufe, er sprang auf den Anger zum Fenster hinaus, er fragte gar nichts, er hob den Knaben auf seinen Arm, er machte riesige Schritte. Wie ein fliegender Schatten glitt er im Mondlicht dahin — weiß lag die Welt — größer als sie in Wirklichkeit war, hob sich aus blendender Helle die dunkle Gestalt ab.

Im dem Halße des Mannes wimmerte das Kind: „Hän is esu bö, esu bö — mein' Mamma, mein' arme Mamma — Grußvadder, Grußvadder!“

Da fragte der Toni nicht: „wer is esu bö?“ Aengstlich, nur immer ängstlicher preßte er des Kindes Körper an sich, er fühlte sich plötzlich ganz elend schwach, die leichte Last drohte ihm zu entgleiten, seine Arme hatten auf einmal nicht Kraft mehr. Die Nacht raunte ihm mit Grauen ins Ohr: „Der Josef, der Josef!“ Es wälzte sich etwas auf seine Seele, das hatte Bentnerlast; und dieses Gewicht drückte ihm Leib und Seele zusammen, daß sie ächzten im Ohnmacht und Kläglichkeit. Er, der immer noch Kraft gehabt hatte und Widerstand, ein zähes Holz — jetzt war er gebrochen — ein morscher Stamm, an dessen Wurzel die Art gelegt ward.

Die Hütte, die sie erreichten, lag totenstill, man hörte keinen Ton. Aber ein Lämpchen brannte trüb, und in der Küche sah die Luzia am Boden, wie niedergesunken vor Scham und Schmerz.
 — „Wuh is dan Josef?“

Sie hob, auf die Stubentür weisend, die Hand, zu eukend zum Sprechen; für Klagen war ihr Jammer zu groß.

Der Toni schritt zur Stubentür, die Diele ächzte unter seinem Tritte. Er trat ein, er zog die Tür wieder hinter sich zu. Er mußte allein sein mit sich und dem Josef.

Auf dem Bett lag eine Gestalt, in der konnte er den Josef nicht erkennen; er hätte auch bei hellerem Licht ihn nicht mehr erkannt. Aber die Stimme war es — seine Stimme — wenn sie auch heiser klang, wie aus einer vom vielen Branntwein verengten Kehle.

„Wer is da?“ lallte der Mensch. Es klang wie Köcheln. „Macht Euch ab, oder ich tretet Euch die Kaldauen ein!“ Verwirrt stand der Alte mit offenem Mund, ganz blöde blieb er bewegungslos so.

„Sperrt Eure Vrollade zu.“ Schrie der auf dem Bett mit rohem Ton. Und dann schimpfte er: „Hat die Kalle 's Maul nicht gehalten — hehlt se mir den Schindollet!) auf den Hals?! Wart', Kannaile, wenn ich wieder rauskomme!“ Er fuchtelte mit beiden Fäusten: „Ich schlagen doch dot un wenn se mich auch einloch'n drum. Das wird mer gewohnt!“

„Sch sein kein Schendarm!“ Der Toni schüttelte ernst den Kopf. Der Mensch richtete sich ein wenig auf den Ellbogen auf, argwöhnisch starrte er für ein paar Augenblicke den Alten an; nun schien er ihn zu erkennen, mit einem beruhigten: „Ah, Ihr seid et,“ fiel er schwer wieder auf das Bett zurück.

„Wuh kömmste här?“ Der Toni sagte es leise. Es war eine Angst und ein Vorwurf in seinem Ton, aber die Angst war größer, sie war es, die den Ton kaum aus der Kehle ließ und die Stirn schmerzlich zusammenkrampfte.

„Wat geht et Euch an?“ brummte verdrossen der Mensch. Aber dann schien doch ein Mitteilungsbedürfnis über ihn gekommen, eine Art von Prahlucht: „Sch komm här, wo die Schnorrer loschieben, wo die Schinnägler?) Erde farren, wo die jungen Raben?) dat Singen lernen!“ Er schlug mit der Faust dreimal gegen die Wand, an der das Bett stand; Wörtel- und Kalkstaub lösten sich, mit unheimlichem Knistern rieselte es nieder hinter das Bett. Ein Krach folgte — das Marienbild war vom Nagel gehüpft, es irrte in Scherben.

Das Marienbild wollte ihn nicht mehr sehen, die Heilige hatte sich von ihm geteilt. Ein plötzliches Entsetzen erschütterte den Alten, er versuchte seine bebenden Hände zu fallen, aber er konnte es nicht. Hier half auch kein Beten mehr. Mit weit aufgerissenen Augen hörte er zu, was der Mensch weiter sprach.

„Zu Braunweiler steht en stattlich Haus, da is mer ganz gut drin aufbewahrt, wann mer kein anner Dach mehr überm Kopp hat. Da lern mer striden un weben un Stühl?) flechten, un — der Mensch lachte, daß es den Hörer kalt überließ — zun noch wat anneres. Von Braunweiler nach Siegburg is et net weit, nur ein Sprung, un mer sibt hoch in der Burg?) da.“

„Dau has — dau has — im Kaschott gefäß?“ Der Toni stotterte mit gelähmter Zunge.

Der Mensch lachte frech und streckte sich dann lang. „Laht mich in Ruh!“

„Jessas Maria, duh neist Onträchtel! Josef, Josef, ech bitten doch!“ Der Toni hob flehend die Hände. Seine ganze Seele schien ins Auge getreten, in die graue Dämmerung hinein bohten sich seine Blicke. Er sah, sah, sah, und ein rauhes Aufschluchzen hob seine Brust — das war der Josef, da lag er auf dem Bett!

Er trat näher zum Bett heran. Der Mond schien nicht mehr, er war untergegangen, nur ein bleich-trübes Morgenlicht legte einen schmutzigen Schimmer über das verwüstete Männergesicht. In grauen Büscheln stand das Haar struppig vom Kopf ab, die Mundwinkel waren schlaff heruntergezogen — ein böses Maul. Jetzt lechte der Mensch nicht mehr, er sah müde aus, verfallen und abgehelt, wie gesunken von Stufe zu Stufe. Seine Füße waren mit Lumpen umwickelt, die waren wohl wund?!

Ein ungeheures Mitleid wurde in Toni wach: wer wollte, wer durfte hier rechten? Oh nein, er rechte nicht! Hätte der Anna Sohn einen Vater gehabt — einen Vater anstatt der vielen, er läge jetzt so nicht hier! Der Toni barg das Gesicht in den Händen. Ein Vater, ein Vater, was würde der jetzt wohl tun?!

Dem Toni knieten die Knie ein. Wie ein Blatt am Baum, das bald fallen wird, das wehrlos zittert unterm Windestof, zitterte der alte Mann; er kniete am Bett mit verhülltem Gesicht, niedergebrosen vom Gefühl der Verantwortung, niedergebrosen von einem Schmerz, wie nur der Vater ihn fühlen kann.

Der Josef lehnte sich an den Alten nicht mehr, er blies durch die Nase, er brummte gähnend: „Auf? jeht!“

Eine Weile blieb es ganz still, man hörte nur nebenan das Weib leise weinen und das Kindchen sprechen, das die Mutter trösten zu wollen schien.

Der Toni hielt immer noch das Gesicht in den Händen; was er alles dachte, wußte er selber nicht. Sein ganzes Leben schoß blitzgeschwind an ihm vorbei — der Tod war ihm nicht fern mehr — er überdachte noch einmal alles. Und wie der Ertrinkende im letzten Augenblick blindlings nach Rettung hascht, so tastete auch seine Seele verzweifelt umher und fand einen Halt, einen starken Halt — das war die Liebe.

Und die Liebe sah in das schreckliche Gesicht auf dem Bette da, sah, was auf jener Stirn noch verderblich drohte, was in jenen Mundwinkeln gefährlich lauerte. Der Toni hatte die Hände jetzt sinken lassen, er sah so klar; noch waren struppige Haarbüschel da auf des Josef Kopf, aber wie lange noch, und sie schoren ihn kahl, so kahl wie die Zuchthäusler sind. Er kriegte das Zeichen eingebrannt, er sah hinter Eisenstäben hoch auf dem Berge. Ein Schauer rüttelte den Toni: das durfte nicht sein!

Er erhob sich von den Knien. Seine Hand griff wie suchend umher — leere Luft — Schemel — Bett — die Gestalt auf dem Bett schlafend lang ausgestreckt — da war die Kehle — da war die Brust — hier schlug sein Herz!

Der alte Mann zitterte jetzt auf einmal nicht mehr, seine tätige Kraft war ihm wiedergekehrt. Es mußte sein! Er setzte die Zähne aufeinander.

Einen Augenblick des Ueberlegens noch, dann fuhr seine Hand in die Tasche. Und sie zog das Messer bedachtsam heraus, ein starkes Messer, das härtestes Holz durchschneid, und sie senkte es langsam, langsam und doch mit kräftigem Stoß dort hinein, wo das Herz des Scheidweilers Josef schlug. Der gab keinen Laut mehr.

Und wie damals hinter dem Weichstuhl in der Kirche verstedt, stand der Toni Kammerer jetzt. Beruhigung glättete seine Stirn, eine heilige Zubericht machte sie frei: Besseres hätte auch der Vater nicht für den Josef tun können! Dies war das Beste.

Die großen Physiker.

„Große Menschen sind Inhaltsverzeichnisse der Menschheit“, — kann dieser Ausspruch Hebbels irgendwo anders mit größerem Zug und Recht angewandt werden, als in bezug auf jene Forscher, die ihre Tätigkeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaften entfalten? Denn hier mehr als irgendwo werden große Ergebnisse nur durch Anhäufung mühsamer Einzeluntersuchungen erzielt, und epochemachende Ideen leuchten nur auf dem dunklen Grunde der mißlungenen oder halb gelungenen Versuche der minder begabten Vorgänger eines großen Mannes. Dieser Sachverhalt ist stets jedem biographischen Wert gegenüber im Auge zu behalten, denn hier wird naturgemäß mehr Hauptgewicht auf die persönlichen Leistungen des einzelnen als auf die geschichtlichen Zusammenhänge gelegt. Wir brauchen also nicht dem kleinen biographischen Sammelwerk: Prof. Dr. F. A. Schulze: Die großen Physiker und ihre Leistungen (Leubners Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt, 24. Bändchen), das vor uns liegt, aus einer gewissen Ueberschätzung des Persönlichen gleich einen Vorwurf zu machen. Umgekehrt: ohne eine starke Betonung des Individuellen wäre jene abgerundete Geschlossenheit und Plastik in der Darstellung nicht zu erreichen, die besonders in der Lebensbeschreibung von M. Faraday so wohlthuend wirkt.

Das Büchlein bringt uns fünf Lebensbilder: von G. Galilei, J. Newton, Chr. Huygens, M. Faraday und H. Helmholtz. Die ersten drei fallen in das siebzehnte, teilweise sogar in das sechzehnte Jahrhundert. Sie bilden unstreitig die wirklichen Höhepunkte der damaligen, für die weitere Entwicklung der gesamten Naturwissenschaft so ungemein wichtigen Forschungsperiode. Was Galilei mit seinen Fallgesetzen, Newton mit dem Gesetze der allgemeinen Gravitation und Huygens mit der Wellentheorie des Lichtes für den Aufbau der theoretischen Physik geleistet hatten, das bleibt in der Hauptsache auch heute bestehen, gehört zu dem eisernen Bestande der Naturwissenschaft. Der stolze Bau der mechanischen Naturanschauung von dem „Weltssystem“ des Laplace bis zur Herzogischen „Mechanik“ ruht auf dem Fundament, das von diesen drei großen Geistern errichtet worden war.

Das neunzehnte Jahrhundert, das die Physik mit den zwei grundlegenden Erregungsarten bereicherte: mit der Erforschung der elektrischen Erscheinungen und dem Prinzip der Erhaltung der Energie ist in der vorliegenden Arbeit durch zwei Forscher vertreten, Michael Faraday und Hermann Helmholtz. Michael Faraday, „Großmeister der Experimentierkunst“, ein edler Sohn des Volkes, der es vom Laufburschen bis zum Präsidenten der Royal Society (Königliche Gesellschaft) brachte, dem die Wissenschaft großartige, kaum bis heute noch vollständig gehobene Schätze von Entdeckungen und Ideen verdankt, verdient durchaus den Ehrenplatz, den ihm der Verfasser angewiesen. Die theoretischen und technischen Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektrizität, die gegenwärtig die gesamte zivilisierte Welt in Atem halten, sind zu einem nicht geringen Teile auf die Anregungen zurückzuführen, die die Wissenschaft von diesem genialen Manne empfangen.

Ist also das Recht von M. Faraday, in die Gesellschaft der großen Physiker aufgenommen zu werden, tatsächlich unbestreitbar, so läßt sich das in bezug auf Helmholtz nicht so zweifelsfrei behaupten. Die Bedeutung dieses Mannes beruht in erster Linie auf seinen Forschungen zum Ausbau des Prinzips der Erhaltung der Energie, dann aber auf seinen elektro-dynamischen und physiologischen Untersuchungen. Was nun das erste anbetrifft, so scheint uns, daß es gerechter wäre, nicht Helmholtz, sondern J. R. Mayer den ehrenvollen Platz einzuräumen, da doch „er der Erste war, der den Gedanken, welcher für unsere heutige Naturwissenschaft charak-

1) Gendarm. 2) Arbeitshäusler. 3) Junge Gayner. 4) Zuchthaus.

ristisch ist, nicht nur öffentlich ausgesprochen, sondern auch, worauf es ja den meisten ankommt, nach Maß und Zahl bewertet und auf alle ihm zugänglichen Naturerscheinungen im einzelnen angewendet hat" (M. Pland: Das Prinzip der Erhaltung der Energie). Und was die physikalischen Einzelforschungen angeht, so wollen wir doch, ohne die Verdienste von Helmholtz im geringsten zu schmälern, darauf hinweisen, daß er auch hier, was Fülle und Reichtum des Ergründens anbetrifft, von seinem großen englischen Zeitgenossen, dem „König der Physiker“ W. Thomson (Lord Kelvin) in Schatten gestellt wird. So scheinen uns diese Erwägungen den Wunsch durchaus zu rechtfertigen, daß die folgende Auflage des lehrstwertesten Büchleins wenigstens um das Lebensbild von J. M. Mayer bereichert erscheint.

Unter dem ähnlichen, nur etwas bescheideneren Titel: „G r o ß e P h y s i k e r“ hat derselbe Verlag von W. G. Teubner ein Buch aus der Feder von Prof. Dr. H. K e f e r s t e i n erscheinen lassen, das als Band IV der naturwissenschaftlichen Schülerbibliothek einer Ergänzung des physikalischen Schulunterrichts dienen soll. Das Werk ist „für reife Schüler“, d. h. solche über 16 Jahre bestimmt. Da die Bändchen dieser Bibliothek, wie die Ankündigung des Verlags ausdrücklich hervorhebt, „im Gegensatz zu anderen für Jugend und Volk oder gebildeten Laien angelegten Sammlungen einen regelrechten Unterricht in den einschlägigen Gebieten, die sie vertreten, voraussetzen“, so erübrigt sich für uns das nähere Eingehen auf das übrigens sehr verdienstvolle und gut ausgestattete, dabei nicht teure (dauerhaft gebundene kostet das Buch 3 M.) Werk von selbst. Erwähnen möchten wir noch, daß das Werk im Vergleich mit dem vorhin besprochenen sein Gebiet etwas weiter faßt und auch die Lebensbeschreibungen von zwei Astronomen, Kopernikus und Kepler, sowie die von J. M. Mayer bringt, und daß es, entsprechend seinem pädagogischen Ziel, das sachliche Moment der Ideenentwicklung etwas stärker betont. Insofern kann das Buch als eine willkommene Ergänzung des Schulgeschehens betrachtet werden und wer sich in den Anfangsgründen der Physik fasseltfest genug fühlt und sich auch nicht durch ein paar mathematische Formeln abschrecken läßt, sollte durchaus nicht versäumen, es zur Hand zu nehmen.

V. Th.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Reclams Novellen-Bibliothek. Das weltbekannte Leipziger Verlagshaus, das bereits seit einem Menschenalter auf dem Gebiet einer guten, dabei ausnahmsweise für wenig Geld dargebotenen Volksbücherei ersprießlich tätig ist, bestrebt sich immer mehr, seinen alten Ruf durch neue Erschließung der Literaturschätze aller Kulturreiche zu verdoppeln. Eine anerkanntswürdige Neuerung war es schon, als der Verlag vor Jahren daran ging, seine Zwanzig-Pfennig-Bücherei, obzwar broschiert, dennoch fest gebastet zu liefern. Jetzt aber ist er mit einer Neuerung hervorgetreten, die wohl einzig in dieser Art dastehen dürfte. Die Novellen-Bibliothek ist in einen abwäscharen weißen Pergamentkarton gebunden. Der praktische und hygienische Nutzen dieser buchtechnischen Neuerung kann gar nicht genug hervorgehoben werden, da, ganz abgesehen von der Haltbarkeit dieser Deckel, nunmehr eine bislang mit Recht besüchtigte Uebertragung von Krankheitsserregern so gut wie ausgeschlossen erscheint. Es kann jetzt jedermann die Reinigung der Buchhülle selbst vornehmen; und es wird nur zu wünschen sein, daß der Verlag allmählich auch auf alle Bücher seiner Bibliothek die abwäscharen Pergamentdecken anwendet. Was nun die Novellenbibliothek angeht, so umschließt sie bis jetzt schon in drei Folgen von je 50 Exemplaren 150 Werken. Von älteren Autoren treffen wir Schöpfungen der bekanntesten fremdländischen wie einheimischen Meistererzähler. Meist sind verschiedene, zum Teil erstmalig gebotene Stücke zu einem Bändchen vereinigt. Alle Gattungen von der „historischen“ Novelle bis zur allermodernsten Skizze, ernst oder humorvoll gehalten, auch Dialekt-Erzählungen, stehen da heieinander. Die Erhöhung des Preises von 20 auf 30 Pf. für das in abwäscharen Pergamentkarton gebundene Büchlein wird, des sind wir sicher, der Verbreitung eher förderlich als schädlich sein.

e. k.

Geographisches.

Die englische Expedition in Neuguinea. Von Neuguinea ist jetzt sehr viel die Rede, und man sollte meinen, daß diese Insel nun völlig erforscht sein müßte. Es ist aber zu bedenken, daß sie um die Hälfte größer ist als das ganze Deutsche Reich, und überhaupt die größte Insel der Erde. So kommt es denn, daß sie trotzdem noch immer zu den am wenigsten bekannten Teilen der festen Erdoberfläche überhaupt gehört. Ramentlich die in holländischem Besitz befindliche Westhälfte der Insel ist noch fast unbekannt, und da von den Holländern allein ihre schnelle Erforschung nicht zu erwarten ist, haben sich auch Reisende anderer Nationen in letzter Zeit mehr und mehr dort betätigt, unter anderen auch mehrere deutsche Expeditionen. Eine besonders

wichtige Stellung unter den Unternehmungen, die auf die Erkundung dieses Gebietes gerichtet gewesen sind, nimmt die des englischen Kapitäns Rawling ein, der sich früher durch Forschungen im südlichen Tibet verdient gemacht hatte. Die Expedition, deren Ausrichtung durch die Ornithologische Vereinigung Englands geschehen war, ist jetzt zurückgekehrt und Kapitän Rawling hat in der Londoner Geographischen Gesellschaft die hauptsächlichsten Ergebnisse vorgelegt. Leider ist es dieser Reise ähnlich ergangen wie ihren meisten Vorgängern. Der fabelhaft dicke Tropenwald, der starke Regenfall und die Ungunst des Sumpfklimas haben die Ausdehnung der Reise bis zu dem weiter im Innern gelegenen Hochland verhindert, namentlich infolge zahlreicher Erkrankungen der Träger. Dennoch werden die wissenschaftlichen Ergebnisse in geographischer, völkertundlicher und zoologischer Hinsicht als höchst wertvoll bezeichnet und besonderes Gewicht darauf gelegt, daß eine ziemlich gründliche Erkundung der dort hausenden Zwergvölker erreicht werden konnte.

Die Eingeborenen in der Küstengegend, das Mimita-Volk, werden als eine Art Idealgestalten geschildert, von fast kohlschwarzer Hautfarbe, ungewöhnlicher Größe und glänzender Muskelentwicklung. Diese Körperschönheit wird im Eindruck allerdings beeinträchtigt durch den rohen Ausdruck der Gesichtszüge. Auch die Sitte, das ursprünglich reiche Wollhaar mit scharfen Muschelschalen und dergleichen möglichst glatt abzurasieren, trägt dazu bei, das Aussehen dieser Leute unangenehm und mißtrauenerregend zu machen. Auch die stark ausgeprägte Fußsucht führt zu keiner Verschönerung nach unseren Begriffen. Die Männer feilen außerdem auf höchst mühsame Art ihre Vorderzähne zu, so daß sie eine raubtierähnliche Form annehmen. Der Verdacht, daß diese Leute noch Menschenfresser seien, scheint jedoch unbegründet zu sein. Weiter nördlich als der Küstentamm lebt eine andere Rasse und wieder nördlich von dieser die Zwergvölker. Diese drei Stämme sind durchaus voneinander verschieden und pflegen auch keine Gemeinschaft miteinander. Soweit die Verkette im Innern beobachtet werden konnte, ist sie etwas niedriger, als bisher angenommen wurde. Wenigstens ist der Carstenz-Berg nur etwa 4900 Meter hoch (statt 5500). Westlich davon wurden noch drei große Schneespitzen entdeckt und jenseits davon noch weitere. Neu ist ferner die Beobachtung, daß die große Kette, die von dem genannten Berg westwärts zu dem sogenannten Charles-Louis-Gebirge reicht, einen ungeheuren ununterbrochenen Kamm bildet. Der Carstenz-Berg hat auch einige Gletscher, aber die Schneelinie liegt in einer Höhe von etwa 4400 Metern. Der Absturz dieses Gebirges ist nach der Angabe der Forscher der größte und steilste der ganzen Erde.

Aus der Vorzeit.

Neue Ausgrabungen auf der Römerschanze. Vor einigen Tagen hat der Direktor des Museums für Völkerkunde in Berlin, Professor S c h u c h a r d t seine diesjährigen Ausgrabungen auf der Römerschanze beendet. Ueber das Ergebnis der diesjährigen Grabungen äußerte er sich folgendermaßen:

„Während wir im ersten Jahre der Ausgrabung (1908) den Bau des Walles und der Tore und im zweiten die Befestigung des Innern des Burgringens studierten, sollten dieses Jahr die Verhältnisse vor dem Walle, die Gräben und die Siedelungen auf der freien Fläche nach dem See hin aufgeklärt werden. Es hat sich ergeben, daß auf der alten germanischen Wärme vor dem Wallbau später ein 1—1½ Meter hoher Sodel aus Erde und Holz gebaut worden ist, der vorn mit eingerammten Pfosten abgestützt wird. Die bordere Pfostenreihe steht 1½ Meter vom Grabenrande entfernt. Der Sodel hat, wie die Funde beweisen, noch in slawischer Zeit bestanden. Auf der freien Fläche wurden nämlich zahlreiche slawische Scherben gefunden. Der ganze Befund zeigt uns wiederum, daß die germanische Befestigung bis in die slawische Zeit hinein erhalten war und von den Slawen weiter benutzt worden ist. Die offene Siedelung am Fuße der Burg ist in germanischer Zeit unbedeutend gewesen. Nur an einer Stelle konnten nach der Redliger Furt eine Anzahl von Gebäuden festgestellt werden. Sonst traten nur am Seerande hier und da kleine Häuser auf. Erst in slawischer Zeit war eine volle Befestigung des Werder erfolgt.“

Während die germanischen Häuser regelmäßig mit Pfosten auf der ebenen Fläche erbaut worden sind, haben die Slawen eine tiefe Hausgrube angelegt, über der das Dach so errichtet war, daß es bis auf den Erdboden aufstand. In diesen slawischen Gruben wurden sehr viel Töpfereien gefunden. Im allgemeinen wurde das Ergebnis der früheren Grabungen bestätigt und erweitert. Es steht fest, daß die Burg als Sitz germanischer Stämme — wahrscheinlich der Semnonen — einige Jahrhunderte v. Chr. erbaut und bis in die slawische Zeit hinein bewohnt worden ist.

Eine schöne bronzene Speerspitze steht in der ersten Reihe der diesjährigen Funde, mehrere eiserne Messer, ein Sporen schließen sich an. Die keramischen Ueberbleibsel reichen von der späten Bronzezeit bis in die germanische Periode. Das Programm der Ausgrabungen für das nächste Jahr hat hauptsächlich das große Besttor ins Auge gefaßt, bei dessen Freilegung alle in Betracht kommenden Verhältnisse noch nachgeprüft werden können. Hierbei wird sich eine Revision aller bisherigen Feststellungen ermöglichen lassen.“